

Zum Nachdenken

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sinfonia : offizielles Organ des Eidgenössischen Orchesterverband = organe officiel de la Société fédérale des orchestres**

Band (Jahr): **35 (1974)**

Heft 9-10

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-955667>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zum Nachdenken

Die Internationalen Musikfestwochen Luzern brachten 1974 manches an den Tag, das zum Nachdenken nicht nur anregt, sondern geradezu zwingt. Die beiden nachfolgenden Berichte stammen aus «Der Bund» Nrn. 193 und 209 (20. August und 8. September).

DAS NEIN ZUR DODEKAPHONIE

Sonntagsmatinee mit dem Komponisten Frank Martin

-tt- Toleranz darf man der Leitung des Luzerner Festivals auf keinen Fall absprechen. Sie setzt sich dieses Jahr zwar tatkräftig für die Zwölftonmusik der «Neuen Wiener Schule» ein, verzichtet aber nicht darauf, einen klaren Gegner der Dodekaphonie zu Wort kommen zu lassen. Frank Martin, knapp 84 Jahre alt und gesundheitlich leider nicht eben in bester Verfassung, hatte sich bereit erklärt, über «Schönberg und seine Konsequenzen» zu sprechen. In seinen elegant formulierten und als ehrliches, persönliches Bekenntnis gedachten Ausführungen untermauerte er verbal, was sein Werk schon lange bewiesen hat — seine Erfahrung nämlich, daß die Atonalität in eine Sackgasse führe und, als reine Konstruktion, den zuhörenden Menschen nicht in seiner Ganzheit zu erfassen vermöge. Martin gestand, Musik sei für ihn dann fragwürdig, wenn ihre Form nicht mehr erkenn- und überblickbar sei (die Grundgestalt eines seriellen Themas könne wahrgenommen werden, kaum aber ihre Umkehrung und schon gar nicht der sogenannte «Krebs» oder der «Krebs von der Umkehrung») und wenn sie innerlich nicht mitgesungen werden könne. Außerdem wies er darauf hin, daß dem bewußten «Wollen» der enragierten Zwölftöner das «Müssen» derjenigen gegenüberstehe, die sich weiterhin jahrhundertealter Entwicklungsgesetze bedienen. Natürlich verschloß sich der Referent der Genialität verschiedener Dodekaphonisten nicht, denen er viele Anregungen und Anstöße zu kritischer Analyse des eigenen Schaffens verdankt.

Anhand dreier Kompositionen aus verschiedenen Epochen wurde zusätzlich dargelegt, was der große Schweizer Musiker unter der von ihm vertretenen «Ausweitung des tonalen Bereiches» versteht. Einige Ausschnitte aus der 1922 verfaßten Messe für Doppelchor a capella — unvergeßlich vor allem das auf spätniederländische Meister zurückgreifende «Adnus Dei» — eröffneten die Matinee, die sich immer mehr zu einer Sympathiekundgebung für den greisen Künstler steigerte. Für die ausgeglichene, schlichte und gepflegte Wiedergabe zeichneten die Luzerner Vokalsolisten und ihr Leiter Franz Xaver Jans. Dieselben Interpreten nahmen sich zum Schluß auch der «Fünf Gesänge des Ariel» an, die Martin 1950 gleichsam als Vorstudien zu seiner Vertonung von Shakespeares «Sturm» in Angriff genommen hatte. Das breite Spektrum ihrer Ausdrucksmöglichkeiten reicht von der ernsten Beschwörung über impressionistisch gefärbte Klangzaubereien bis hin zu bizarrem, bisweilen sogar bitterem Humor.

Dazwischen boten der Pianist Paul Badura-Skoda und die Tänzerin Ana-Teresa Martin die Uraufführung der «Fantaisie sur des rythmes Flamenco», der jüngsten fertiggestellten Schöpfung Martins. In ihr gelang dem Autor eine faszinierende Synthese zwischen der Volksmusik und der künstlerischen

schen Ueberhöhung ihrer Elemente. Von unwiderstehlicher Vitalität erfüllt, rhythmisch klar gegliedert und atmosphärisch ungemein dicht, bilden die vier Teile «Rumba rapide», «Rumba lente», «Soleares» und «Petenera» eine großartige Huldigung an die Musik Spaniens. Badura-Skoda und Frank Martins Tochter betreuten die Novität mit leidenschaftlicher Hingabe — der Pianist mit Verve und differenzierter Anschlagkultur, die Tänzerin mit hohem technischen Können und sensibler Gestaltungsphantasie. Der Erfolg zwang die Ausführenden zu einer Wiederholung, welche die Eindrücke womöglich noch verstärkte, gleichzeitig aber auch den Wunsch aufsteigen ließ, dem Werk einmal ohne choreographische Ausdeutung (so reizvoll sie sich mit den akustischen Vorgängen verband) begegnen zu können.

DURCH SCHÖNBERG IN DIE ROTEN ZAHLEN?

Einige der Gründe für das zu erwartende Defizit

K. R. Luzerns Internationalen Musikfestwochen 1974 (IMF), dem gesellschaftlichen und musikalischen Großereignis der Leuchtenstadt, droht ein beträchtliches Defizit. Schuld daran scheint in erster Linie ein Geburtstagskind zu sein: Arnold Schönberg. Der 100. Geburtstag des Begründers der Neuen Wiener Schule war den Luzerner Organisatoren Grund genug, die diesjährigen Musikfestwochen hauptsächlich dem Werk Schönbergs und seinen beiden Mitstreitern Alban Berg und Anton Webern zu widmen. Zwar hat die Zwölftontechnik fast alles vom Hauch des Revolutionären verloren, dennoch schließt sie auch heute noch für jeden Konzertunternehmer ein erhebliches wirtschaftliches Risiko ein.

Ein Dutzend Kompositionen von Schönberg wurden dieses Jahr ins Programm der Musikfestwochen aufgenommen, und obwohl diese Konzerte, bis auf zwei Ausnahmen, in kluger Voraussicht mit Schubert, Beethoven oder Mozart gemischt wurden, schien es doch, als wollte die Kultur-High-Society kein Gefallen an der neuen Wiener Schule finden: Das Luzerner Kunst- und Kongreßhaus war bei kaum einem dieser Konzerte zu mehr als 70 Prozent besetzt. Pressechef Bruno Rüttimann: «Ein Defizit ist nicht zu vermeiden.» Für Rüttimann ist es jedoch nicht nur die Wiener Schule, die für die roten Zahlen verantwortlich sein soll. Ein weiterer Grund sind auch die geschrumpften Subventionen.

Da an den Musikfestwochen 1973 auch Schweizer Musik zum Zuge kam, beteiligte sich die «Pro Helvetia» an der Finanzierung: dieses Jahr erklärte sich jedoch kein Künstler bereit, die Kompositionen der Schweizer Tonsetzer zu dirigieren oder zu spielen: so blieb die Subvention der «Pro Helvetia» aus.

Budgetiert für 1974 wurden zirka 1,7 Millionen Franken; daran beteiligten sich Stadt und Kanton Luzern mit 205 000 Fr., der Kartenverkauf soll 50 Prozent der budgetierten Summe zusammenbringen, und auch eine Stiftung von privaten Freunden der IMF steuert 10 Prozent des benötigten Geldes bei. Der Rest muß durch Vorverkaufsgebühren, Inserate in Programmheften, Radiübertragungen und Schaufenstervermietungen zu Werbezwecken in die Kasse fließen.

Diese halbe Million Franken aufzutreiben, wäre sicherlich nicht so schwierig, wenn eben in diesem Jahr nicht noch eine weitere Einkommensquelle

ausgefallen wäre. Dem Schweizer Fernsehen war es nämlich nicht möglich, seine Apparaturen im Luzerner Kunst- und Kongreßhaus aufzustellen, da bereits kurz nach Beginn der Festwochen die Ruderer auf dem Rotsee begannen, um Weltmeistertitel zu kämpfen.

Einzig das Radio hielt den Festwochen die Treue. «Doch auch vom Radio», so erklärte der administrative Leiter der Luzerner Musikfestwochen, Dr. Othmar Fries, «kann man sich keine großen Einnahmen erhoffen; die Uebertragungsgebühren fließen alle in Form von Tantiemen den Interpreten zu.» Was bleibt, ist der Kartenverkauf. Aber auch hier gibt es Probleme. Nach Othmar Fries sind überhöhte Eintrittspreise ein schlechter Weg, Musikfestwochen zu finanzieren: «Wir wollen nicht zum rein gesellschaftlichen Ereignis absinken, sondern es soll ein Festival für alle sein.»

Daß hier guter Wille vorhanden ist, zeigte sich schon vor den Musikfestwochen, als billige Jugendabonnemente propagiert wurden, von denen aber nur wenige Abnehmer fanden. So schimpft Fries: «Wenn in Montreux einem Jugendlichen für ein Pop-Konzert 25 Franken aus der Tasche gezogen werden, so spricht kein Mensch davon, wenn ihm jedoch in Luzern für ein Konzert weniger als 10 Franken abverlangt werden, dann ist schon wieder von einer ‚Kulturbourgeoisie‘ die Rede.»

Immerhin: Herbert von Karajan kam, dirigierte Schönberg, und die Musikwelt schien wieder in Ordnung. Doch auch dieser Moment der Glückseligkeit präsentiert sich nicht ohne Schattenwirkung. Ein Abend mit Karajan kostet nicht weniger als 15 000 Franken, dazu fordern die Berliner Philharmoniker pro Sinfoniekonzert weit über 50 000 Franken. Doch Karajan und seine Philharmoniker sind für Luzern unentbehrlich. Davon ist auch Pressechef Rüttimann überzeugt: «Um den Forderungen, welche die ‚Stammhörer‘ an die Luzerner Festwochen stellen, gerecht zu werden, braucht es eben Stars wie Karajan oder Menuhin.» Solche Stars aber kosten Geld; das bekommen die Organisatoren dieses Jahr besonders zu spüren.

Die Luzerner Festwochen waren nie ein großes Geschäft, und auch Defizite in der Größenordnung von 10 000 bis 15 000 Franken gehören zur Festivalgeschichte. Die roten Zahlen des Schönberg-Jubiläums jedoch werden beträchtlich höhere Werte erreichen.

Die kritische Zehntelssekunde

Die Physik der Raumakustik und das menschliche Wahrnehmungsvermögen

Böse Zungen behaupten, mit der Akustik von Theatern und Konzertsälen stimme es nicht mehr, seit die professionellen Akustiker die Hand im Spiel haben. Das ist sicher übertrieben, aber andererseits auch nicht völlig frei erfunden. Fest steht heute zumindest, daß mit den unbestreitbaren Beziehungen zwischen Musik, Mathematik und Physik allein noch keine Phänomene zu erklären sind, bei denen es ganz entscheidend auf menschliche Wahrnehmungen und psychische Reaktionen ankommt.

Akustiker, die mit präzisen Meßmethoden und maßstabgetreuen Modellen die späteren Eigenschaften eines Konzert- oder Theaterraumes möglichst genau vorherbestimmen und in der Bauphase überwachen wollen, müssen